

(Nachdruck verboten.)

47)

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Wochenlang waren es böse Nächte gewesen. Wolfgang hatte gelitten, und die Mutter mit ihm. Wie konnte sie schlafen, wenn sie wußte, daß nebenan jemand sich quälte?

Nun ging es wieder besser. Die Medikamente des alten Freundes hatten gewirkt, und Wolfgang hatte eine regelrechte Kur durchgemacht: Bäder, Abreibungen, Massage, besondere Diät. Nun konnte man ganz zufrieden mit dem Erfolge sein. Besonders das streng geregelte Leben hatte ihm gut getan; das Körpergewicht hatte wieder zugenommen, sein Auge war glanzvoller, seine Gesichtsfarbe frischer. Sie hatten alle die größte Zuversicht — nur einer nicht. Dieser eine hatte eben keinen Willen zum Leben mehr. —

Der April war rau und stürmisch, ganz außergewöhnlich kalt; es war nicht möglich, daß der Rekonvaleszent so viel im Freien sein konnte als wünschenswert war, besonders da warmmachende Bewegungen, wie Tennis, Radfahren, Reiten, für ihn noch zu ermüdend waren. Der Arzt schlug vor, Wolfgang nach der Riviera zu schicken. Wenn auch dort nur noch ein paar Wochen blieben, bis es zu heiß wurde, die würden schon genügen.

Schlieben war sofort bereit, den jungen Mann reisen zu lassen: wenn's ihm gut tat, nun natürlich! Käte erbot sich, mitzureisen.

„Aber warum denn, liebste Frau? Der Junge kann ganz gut allein reisen,“ versicherte der Sanitätsrat.

Aber sie bestand darauf, sie wollte ihn begleiten. Jetzt war's nicht mehr die Besorgnis, er könne ihr verloren gehen: es war ihre Pflicht so, sie mußte ihn begleiten, selbst wenn sie es nicht gern getan hätte. Und ein wenig eigene Lust, sich ganz heimlich, ihr selber unbewußt, in ihr regend, kam auch noch dazu. Sie wußte ja so gut Bescheid im Süden — wenn sie zum Beispiel nach Sestri gingen? Fragend sah sie ihren Mann an. Hatten sie nicht dort an der Riviera Levante einst wahrhaft glückliche Tage verlebt? Dort am blauen Meer, wo die breiten Pinien grüner und schattender stehen, als tiefer im Süden die Palmen, wo die Luft bei aller Milde etwas Herbes und Erfrischendes hat, wo nichts Schlaffes ist, lauter Belebung!

Er lächelte: gewiß, sie konnten ja dahin reisen! Ach, er freute sich ja so über den doch noch nicht gänzlich verlöschten Enthusiasmus seiner Frau.

Am Nachmittag vor der Abreise kramte Wolfgang lange in seinem Zimmer. Käte, die besorgt war, daß er sich beim Baden zu sehr anstrengen könnte, hatte ihm Friedrich zu Hilfe geschickt. Aber dieser kam bald wieder herunter: „Der junge Herr will's alleine machen!“

Als Wolfgang das Letzte in seinen Koffer gelegt hatte, sah er sich nachdenklich im Zimmer um. Hier war er nun aufgewachsen, hier dieses Zimmer hatte er oft als einen Käfig betrachtet — ob er nun wieder in diesen zurückkehrte?

— Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige suchen wir —

Drüben hing, schön gerahmt, sein Konfirmationsbild an der Wand. Lange nicht gelesen. Jetzt las er ihn wieder; leicht lächelnd, ein bißchen spöttisch, und ein bißchen wehmütig. Ja, er würde wieder hier hinein zurückflattern, er war eben an den Käfig gewöhnt!

Und nun beschloß er, als allerletztes, noch etwas Uebrigendes zu tun, und — zu Frida zu gehen. —

Frau Lämke war sprachlos vor Staunen, fast erschrocken, als sie gegen die Zeit, in der ihre Frida gewöhnlich nach Hause zu kommen pflegte, den jungen Herrn Schlieben bei sich eintreten sah. Sie stotterte vor Verlegenheit: „Aber, Frida ist noch nicht zu Hause — un Artur ist auch nicht hier — un Vater is oben in der Loge — aber wenn Sie so lange — so lange — bei mir vorlieb nehmen wollen?“ Sie schob ihm mit großem Gerappel einen Stuhl hin.

Er rückte sich den Stuhl dicht an den Tisch heran, an dem sie aenäh't hatte. Nun sah er wieder hier wie einst.

Und er entsann sich ganz deutlich jener ersten Einladung zu Lämkes — Fridas zehnter Geburtstag war's gewesen — da hatte er hier gefessen mit den Kindern, und der Kaffee und die Kuchenstücken hatten ihm so köstlich geschmeckt.

Und eine Menge von Erinnerungen kamen ihm noch — lauter nette Erinnerungen — aber doch wollte kein rechtes Gespräch mehr zwischen ihm und Frau Lämke zustande kommen. Fühlte er eine Beklemmung vor dem Wiedersehen mit Frida? Oder was machte ihn so unruhig hier? Ja, es war so, auch hier war er nicht mehr am Platze!

Es lag wie Trauer in seiner Stimme, als er, Mutter Lämke die Hand zum Abschied reichend, sagte: „Nun denn — adieu!“

„Na, verjüngte Erholung — auf Wiedersehen!“

Daraufhin nickte er und schüttelte ihr noch einmal die Hand, und dann ging er; er wollte lieber Frida entgegen gehen, das war besser als hier innen zu sitzen. Er hatte Herz klopfen. Da sah er sie schon auf sich zukommen.

Obgleich es dunkel war, die Beleuchtung nicht so taghell wie drinnen in der Stadt, erkannte er sie schon von weitem. Sie trug das gleiche Matrosenhütchen mit blauem Band wie im vorigen Sommer; das war zwar noch etwas verfrüht, aber es paßte zu ihr. So frühlingfrisch!

Ein Gefühl quoll in Wolfgang auf, als sie vor ihm stand, das er sonst Frauenzimmern gegenüber nicht gekannt hatte: ein brüderliches Gefühl inniger Bärtlichkeit. Ach, sie hatte es doch wohl nur gut gemeint!

Stumm grüßte er, sie aber sagte froh: „Ach, Du, Wolfgang?“ und streckte ihm die Hand hin.

Wie früher schlenderte er neben ihr her; sie hatte unwillkürlich ihren Schritt verlangsamt. Sie wußte nicht recht, wie sie wieder mit ihm anfangen sollte, aber das glaubte sie zu fühlen: böse war er nicht mehr.

„Wir reisen morgen,“ sagte er.

„Nanu, wohin denn?“

Und er erzählte ihr's.

Witten darin unterbrach sie ihn. „Bist Du mir böse?“ fragte sie ihn.

Er schüttelte verneinend den Kopf, aber weiter ging er nicht darauf ein.

Alles, was sie ihm sagen wollte, daß sie nicht anders gekonnt hätte, daß Hans ihn „ausbaldowert“, daß sie's doch seiner Mutter versprochen und daß sie selber so große Angst um ihn gehabt hätte, unterblieb. Es war nicht nötig. Es war, als sei das Vergangene nun tot für ihn, als hätte er es ganz vergessen.

Als er dem interessiert zuhörenden Mädchen von der Riviera, wohin er nun reisen würde, erzählte, beschlich es ihn leise doch wieder wie neue Lebensfreudigkeit. Ah, nur heraus hier, heraus! Wenn er erst dort war, würde alles besser werden! Er machte sich noch kein rechtes Bild, wie es eigentlich dort sein würde; mit halbem Ohr nur, nein, gar nicht hatte er zugehört, wenn die Mutter ihm vom Süden gesprochen hatte, es war ihm ja alles ganz gleichgültig gewesen. Nun empfand er es selber wie eine Wohlthat, daß er wieder Teilnahme hatte. Er atmete tief auf.

„Schickst Du mir auch 'ne schöne Ansichtskarte von da?“ bat sie.

„Natürlich, viele!“ Und dann legte er den Arm um ihre schmalen Schultern und zog sie an sich.

Und sie ließ sich ziehen.

Auf offener Straße, an deren Rändern die Büsche schon knospten und der Flieder im ersten Saft schwoll, standen sie und hielten sich umfaßt.

„Komm gesund wieder,“ schluchzte sie.

Und er küßte sie zart auf die Wange: „Frida, ich muß mich wirklich noch bei Dir bedanken!“ —

Als Frida am anderen Morgen ins Geschäft ging — die Uhr war halb acht — sagte sie zur Mutter: „Nu is er fort,“ und blieb nachdenklich den ganzen Tag. Lange Wochen hatte sie nicht mit Wolfgang gesprochen gehabt — da war es ihr auch ganz gleichgültig gewesen — aber seit gestern abend war ihr weh ums Herz. Sie dachte viel an ihn, sie konnte ihn gar nicht vergessen.

„Käte war nun mit dem Sohn allein. Nun hatte sie ihn ganz für sich. Das, was sie früher in eiferfüchtigem Ringen erstrebt hatte, nun war es ihr gegeben. Nicht einmal die Natur draußen, die mit so lodernen Augen in die Fenster sah, konnte ihn an sich ziehen. Es erstaunte sie — ja, nun bestimmte es sie fast — daß er nicht mehr Anteil zeigte. Sie fuhren durch die Schweiz — er sah sie zum erstenmal — aber das, was sie beim ersten Anblick zu Tränen anbetender Bewunderung gerührt hatte, diese hohen Berge, deren Gipfel sich in Schnee und Wolken verloren, zwangen ihm kaum einen Blick ab. Dann und wann sah er wohl einmal zum Coupéfenster hinaus, aber meist lehnte er in seiner Ecke, las oder träumte mit offenen Augen vor sich hin.

„Bist Du müde?“

„Nein,“ sagte er; bloß „nein“, aber ohne die schroffe Kürze, die ihm sonst eigen gewesen war. Es war keine unliebenswürdige Ablehnung mehr in seinem Ton.

Mit besorgten Augen sah Käte den Sohn an: die Reise griff ihn doch wohl an? Es war gut, daß sie mit ihm war! Sie kam sich unentbehrlich vor, und das Gefühl innerer Genugtuung ließ sie die Anstrengungen der weiten Reise gar nicht empfinden.

In Mailand, wo sie einen Tag rasteten, wollte Wolfgang nicht viel vom Dom wissen. „Ja, großartig,“ sagte er, als sie sich am Wunderbau begeisterte. Aber auf die Plattform, von der man heute bei dem hellen Wetter eine kolossale Rundsicht haben würde bis hin zu den fernen Alpen, wollte er nicht mit ihr hinaus. „Geh Du allein, laß mich hier!“

Es kam ihr anfänglich komisch vor, daß sie, die alte Frau, hinaufsteigen sollte, während er, der junge Mann, unten blieb. Zuletzt konnte sie der Luft, die sie drängte, das früher schon einmal Genossene, Herrliche wieder neu ausleben zu sehen, doch nicht widerstehen. Sie löste sich die Karte zum Sinaufsteigen, und er klappte sich einen der Feldstühle auseinander, die zum Gebrauch in der weiten Leere des Riesendomes stehen und ließ sich nieder, den Rücken an eine Marmorsäule gelehnt.

Ah, hier ruhte sich's gut! Nach dem Markt draußen mit seinem Gelärm und dem Geschwirr von Tönen und bunten Farben, umging ihn hier die weihrauchdurchwürzte Dämmerung. Es störte ihn nicht, daß Lüren auf- und zuklappten, daß Leute aus- und einzogen in Scharen. Daß hier ein Fremdenführer mit blecherner Stimme seinen Fremden die eingelernte Belehrung herleierte, ganz laut, nicht achtend, daß er dabei fast über die Füße derer stolperte, die auf niedrigen Bänken vor einem sitzenden Priester, flüsternd ihre Sünden bekannten. Daß dort einer die Messe zelebrierte — die Mehner kniasten und klingelten — während hier eine Köchin, das an den Beinen zusammengebundene Geflügel neben sich, mit einer Gevatterin schwatzte.

Das alles störte ihn nicht, er bemerkte es gar nicht. Die köstliche Dämmerung umging seine Sinne, er wurde so schläfrig, so selig müde. Vor seinen verschwimmenden Blicken lächelten alle Heilige, süße Marien und pauspadige Engelchen, die Amoretten gleichen. Es wurde ihm wohliger hier. Der Mailänder Dom, dies Wunder der Welt, verlor seine befremdende Großartigkeit; die weiten Mauern rückten zusammen, wurden eng und traulich und umfaßten doch die Welt. Eine friedvolle Welt, in der Sünder niederknien und als Reine auferstehen. Eine ungeheure Sehnsucht erfaßte Wolfgang, auch hier niederzuknien. Ah, da war sie wieder, die Sehnsucht seiner Knabenjahre! Wie hatte er dazumal die Kirche, in die ihn das Mädchen Cilla geführt hatte, geliebt! Er liebte sie noch, er liebte sie wieder, er liebte sie heute mit noch sehnlicherer Liebe als dazumal. Hier war er zu Haus, hier hatte er das warme Gefühl der Zugehörigkeit.

Sogerhoben strahlte die goldene Nonstranz, tief neigten sich die Peter, seliger Wohlklang schwebte unterm hochgewölbten Kuppeldach, immer schöner, schöner — leise, leiser. Die Lider fielen ihm zu.

Und er sah Cilla. So frisch, so schön wie das Leben selber. O, wie wunderschön! So hatte sie sonst doch nicht ausgesehen? Er war sich bewußt, daß er träumte, aber er war nicht imstande, den Traum abzuschütteln. Und sie kam ihm ganz nah — o, so nah! Und sie machte das Zeichen des Kreuzes über ihm — leise tönte Orgelmusik — horch, was sprach sie, was flüsterte sie über ihm? Er wollte nach ihrer Hand greifen, sie befragen, da hörte er eine andere Stimme:

„Wolfgang, schläfst Du?“

Kätes Hand hatte sich leise auf seine Hände gelegt, die er gefaltet auf den Knien hielt. „Ich bin wohl lange oben geblieben? Du hast Dich gelangweilt?“

„O nein, nein!“ Er sagte es mit Enthusiasmus.

Sie gingen zusammen zum Dom hinaus, aus dem die Orgel hinter ihnen hertönte bis auf den Markt. Käte war ganz begeistert von der genossenen Fernsicht und merkte darüber nicht den heimlichen Glanz, der in Wolfgangs Augen war. Er war still und schien mit allem einverstanden.

Seine Art fing die Mutter fast an zu beängstigen. Das, was sie früher beglückt haben würde — ach, wie hatte sie sich in früheren Jahren nach einem gefügigeren Kinde gesehnt! — stimmte sie jetzt wehmütig. War er am Ende doch kränker als sie alle ahnten?

Sie waren jetzt an der Küste angelangt, in Sestri. Das waren noch dieselben Pinien, unter denen sie vor achtzehn Jahren als jüngere Frau gefessen und gemalt hatte. Aber ein anderes Hotel war seitdem entstanden, ein ganz deutsches: deutscher Wirt, deutsche Bedienung, deutsche Küche, deutsche Gesellschaft, aller Komfort, so, wie Deutsche ihn lieben. Käte hatte sich ganz zurückhalten wollen, nur für Wolfgang leben; nun war es ihr aber doch Bedürfnis, dann und wann mit diesem oder jenem zu plaudern, denn wenn sie auch mit Wolfgang zusammen war, allein fühlte sie sich doch. Was dachte er? Daß er etwas dachte, zeigten ihr seine Stirn und seine Augen; aber er sprach seine Gedanken nicht aus. War er verstimmt — heiter? Fröhlich — traurig? Neute ihn manches und grübelte er darüber nach — oder langweilte er sich hier? Das alles wußte sie nicht.

Mit einem gewissen Eigensinn zog er sich von allen übrigen zurück. Vergebens ermunterte Käte ihn, mit jungen Mädchen, die einen Partner suchten, Tennis zu spielen; wenn er's nicht übertrieb, durfte er das immerhin schon wagen. Auch zu Segelfahrten wurde er aufgefordert, aber der Sport schien ihm gleichgültig geworden zu sein.

Meist lag Wolfgang vorn auf der Mole, an deren felsiger Spitze sich das blaue Meer rastlos zu weißem Schaum zerpeitscht, sah hinüber nach der Küste der Ponente, die in rotvioletttem Dufte schwimmt, oder blickte zurück nach den nackten Gipfeln der Apenninen, in deren Halbkreis sich die weißen und roten Häuser von Sestri schmiegen.

Wenn die Fischerbote mit schlaffen Segeln wie müde Vögel in den Hafsen glitten, stand er auf und schenderte langsam zum Anlegeplatz ihnen entgegen. Die Hände in den Hosentaschen stand er dann dabei und sah zu, was sie an Fischen ausluden. Viel Beute war es nicht. Dann zog er die Hände aus den Hosentaschen und gab den Fischern, was er an Geld bei sich hatte.

Wenn die Mutter gewußt hätte, was der Sohn dachte! Wenn sie geahnt hätte, daß seine Seele dahinflog mit müden Flügeln wie eine treibende Möwe über uferlosem Meer!

Wolfgang hatte Heimweh. Hier gefiel es ihm nicht. Hier war es viel zu weich, viel zu schön; das langweilte ihn. Nur die Pinien, die streng duftenden, gefielen ihm; die waren doch besser als die Kiefern im Grunewald. Aber Heimweh nach dem Grunewald hatte er eigentlich auch nicht. Es war eben immer daselbe, ob hier, ob da, ihn qualte immer die Sehnsucht. Wonach — wohin? Darüber grübelte er. Aber der Mutter hätte er es nicht sagen mögen, denn jetzt sah er's, daß sie es um ihn mühte. Und öfters, als er es sonst je in seinem Leben getan hatte, fand er jetzt ein herzliches Wort.

Also endlich, endlich doch! Käte sah ihn oft verstoßen von der Seite an: war das noch derselbe, der sich als Knabe trotzig gegen sie gestemmt, ihre Liebe abgewehrt hatte, all ihre große Liebe? Dieser hier, dessen Anblick im Mailänder Dom sie so seltsam gerührt hatte, war das noch derselbe, der auf der Schwelle gelegen hatte, betrunken — pfui, so betrunken! Derselbe noch, der so gesunken war, so tief, daß er — ach, gar nicht mehr daran denken!

Käte wollte vergessen; ehrlich mühte sie sich darum. Neulich, als sie ihn im Dom gefunden hatte, an einer Säule sitzend, die Hände gefaltet, die Lider träumerisch geschlossen, da war er ihr so jung vorgekommen, noch rührend jung; seine Stirn war glatt gewesen, alles darauf wie wegweisend. Und sie mußte denken: ob man nicht doch zuviel von ihm verlangt hatte? War man ihm auch immer ganz gerecht geworden? Hatte man ihn so verstanden, wie man ihn hätte verstehen müssen? In ihrer Seele stiegen Zweifel auf. Sie hatte sich immer für eine gute Mutter gehalten; seit jenem Tag im Dom war es ihr, als hätte sie etwas verfehlt. Was,

konnte sie selber nicht sagen. Aber in die Genugtuung, daß der Sohn nun doch zu ihr kam, mischte sich Wehmut und ein reichlich Teil selbstquälerischen Schmerzes. Ah, nun war er ja gut, nun war er wenigstens annähernd so, wie sie sich ihn gewünscht hatte — weicher, lenksamer — aber nun — ach, was hatte sie nun?

„Wolfgang macht mir doch Sorge,“ schrieb sie an ihren Mann. „Es ist so schön hier, aber er sieht es nicht. Mir ist oft bange!“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Heimkehr mit Hindernissen.

Von Léon Soubestre. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Dr. Joseph John.

Herr und Madame Labourache, ihr Sohn Gustav, 8 Jahre alt, und ihre Tochter Eudogia, 6 Jahre alt, haben den Sonntagnachmittag bei Freunden auf dem Lande in Parc-Saint-Maur verbracht. Da das Wetter abscheulich war, hat man den ganzen Nachmittag in dem Speisezimmer der kleinen Villa sitzen müssen. Des Abends nach dem Essen haben die Damen das eiliche Stunden vorher begonnene Gespräch über die Dienstboten wieder aufgenommen. Gustav langweilt sich vor einem Ansichtskartenalbum und gähnt, als wollte er sich die Kinnbäder ausrenken, Eudogia bohrt die Finger bis zum Ellbogen in die Nase, und die beiden Herren haben sich zu einer Schachpartie gesetzt. Die Partie ist endlos wie eine Seeschlange und interessant wie ein Kapitel aus einem Kriminalroman, so daß die beiden Spieler alles andere darüber vergessen. Es bedarf daher gegen 10 Uhr abends der ganz energischen Intervention seitens Madame Labourache, um ihrem Gatten begreiflich zu machen, daß es allerhöchste Zeit sei, den Heimweg anzutreten.

Die Familie Labourache macht sich also in einer wahrhaft ägyptischen Finsternis mitten durch Wasserpfützen bei immer noch strömendem Regen auf den Weg zum Bahnhof.

Der Bahnsteig ist schwarz von Menschen.

Labourache: „Donnertwetter! — Das wird schwer halten, uns zu plazieren!“

Madame Labourache: „Ja, wenn Du nicht wie verdungen vor diesem blödsinnigen Schachbrett gesessen hättest!“

Labourache: „Was ist da viel zu reden! Was geschehen ist, ist geschehen. Ich nehme Gustav auf mich — sorge Du für Eudogia. Sollten wir getrennt werden, so treffen wir uns auf dem Bahnhof in Paris wieder.“

Madame Labourache: „Und die Wurst, die uns unsere Freunde gegeben haben? Ich habe gerade genug damit zu tun, meine Röde zu heben.“

Labourache: „Gib her! — Ach! ich habe die Billetts verloren!“

Madame Labourache: „Schafskopf! Drei Frank zum Teufel. Na, statt dazustehen wie ein Delgöke, laufe lieber und hole andere — aber etwas schnell!“

Herr Labourache, der einen heillosen Respekt vor seiner Gattin zu haben scheint, stürzt an den Schalter. Als er zurückkommt, fährt gerade ein Zug in der Richtung nach Paris ab.

Madame Labourache: „Durch Deine Schuld haben wir den Zug veräußt!“

Gustav: „Papa, gibts keinen anderen Zug?“

Labourache: „Aber ja! Natürlich!“

Nach Verlauf von zehn Minuten kommt ein zweiter Zug an. Er ist voll. Gedränge. Die Familie Labourache empfängt eiliche Rippenstöße. Da sie um jeden Preis alle im nämlichen Coupé sitzen wollen, finden sie überhaupt keinen Platz und sind gezwungen, auf dem Bahnsteig zu bleiben.

Madame Labourache (zu ihrem Gatten): „Ich sagte es Dir ja! Mit Deiner dummen Manier, mir wie ein Hündchen nachzulassen!“

Labourache: „Aber bitte, Du warst im Gegenteil diejenige, welche immer schrie, wenn ich mich nur einen Schritt entfernte!“

Madame Labourache: „Esel!“

Labourache: „Ach bitte — ich liebe nicht, vor den Leuten —“

Madame Labourache: „Was liebst Du nicht? Sag doch mal: was liebst Du nicht? (Herr Labourache beobachtet klugerweise Schweigen.) Siehst Du, Du weißt es selbst nicht einmal! In solchem Falle schweigt man!“

Eudogia (beginnt zu weinen): „Mama, werden wir nicht bald nach Hause fahren?“

Madame Labourache: „Ach, laß' mich in Ruhe! (Eudogia beginnt stärker zu weinen.) Wenn Du heulst, giebt's Dirseigen!“

Ein neuer Zug fährt in die Halle ein. Sturm auf die Waggons. Ohne sich um ihren Gatten oder ihren Sohn zu kümmern, stürzt Madame Labourache mit Eudogia in ein Abteil, in dem nur noch ein Platz leer ist.

Ein mürrischer Reisender: „Aber das Coupé ist ja voll!“

Madame Labourache: „Was haben Sie mir zu sagen,

he?“ (Sie setzt sich mit Aplomb auf den freien Platz. Eudogia bleibt vor ihr stehen.)

Eudogia: „Und Papa?“

Madame Labourache: „Der wird sich schon früh genug wiederfinden.“

Der Zug fährt ab. Plötzlich stößt Eudogia, die durchs Fenster gesehen hat, einen Schrei aus.

Eudogia: „Ach, Mama! Mama! Papa ist nicht mitgekommen!“

Madame Labourache: „Das sieht ihm ähnlich! Solch' ein —! Aber er hat die Billetts! Was fangen wir nun bloß an?“

Der Zug trifft in Paris ein. Madame Labourache und ihre Tochter verlassen das Coupé. Madame Labourache, deren Gesicht durch den Jörn in eine apoplektische Páonie umgewandelt ist, hat den Entschluß gefaßt, den nächsten Zug zu erwarten. Aber auf der Strecke tritt eine Verkehrsstörung ein, wodurch der Zug eine beträchtliche Verspätung erleidet.

Madame Labourache (mit dem Fuße stampfend): Dieser Dummkopf! Am Ende hat er sich noch in irgend eine Eisenbahnkatastrophe eingelassen, vorausgesetzt, daß er nicht auch diesen Zug veräußt hat! — Rein, wirklich ein Elend, für Lebenszeit an solch' einen Hampelmann gelettet zu sein!“

Endlich fährt der langersehnte Zug in den Bahnhof ein. In der Menge entdekt Madame Labourache schließlich ihren Gatten und Sohn. Der unglückliche Labourache, welcher die Wurst krampfhaft in der Hand hält, hat über dem rechten Auge eine schreckliche Wunde.

Madame Labourache: „Ramm? Was ist denn Dir passiert?“

Labourache (noch ganz aufgereg): „Ja, siehst Du — ich war mit Gustav in ein Abteil gestiegen, in dem nur ein kleiner Herr mit gelber Gesichtsfarbe, geschlüzten Augen, platter Nase und schwarzem Schnurbart saß. — Er saß in einer Ecke und sprach keinen Ton.“

Madame Labourache: „Du wirst ihn provoziert haben?“

Labourache: „Ich? Aber ich schwöre Dir: ich habe kein Wort zu ihm gesprochen! Da fragt Gustav mich plötzlich: „Papa, was denkst Du von den Japanern?“ Und ich antworte mit meiner gewohnten Offenherzigkeit: „Ich finde ihre Kriegsführung nicht sonderlich zivilisiert.“ Bei diesen Worten stürzt der Kleine, gelbe Herr auf mich zu und verseht mir einen schrecklichen Faustschlag gerade ins Gesicht. Dann springt er aus dem Zuge und verschwindet.“

Madame Labourache: „Es war ein Japaner, natürlich! Wozu hast Du ihn auch beleidigt? Du machst immer solche Dummsheiten! Aber nun komm endlich! Du hast doch die Billetts?“

Labourache: „Ja, hier sind sie.“

Die Familie Labourache wendet sich dem Ausgange zu. Man passiert die Billettkontrolle. Plötzlich taucht vor Herrn Labourache der Fiskus in Gestalt eines alten Zollbeamten auf.

Der Beamte: „Nichts zu versteuern?“

Labourache (triumphierend seine Wurst schwingend): „Rein, nichts — absolut nichts!“

Der Beamte (auf die Wurst zeigend): „Und das da?“

Labourache: „Das da? Das ist nichts — absolut nichts!“

Eudogia: „Doch, Papa! Das ist eine Wurst!“

Der Beamte (furchtbar): „Eine Wurst???! Also Sie wollten schmuggeln? — Na, Ihr Maß ist voll!“

Labourache: „Aber ich weiß ja gar nicht, daß Wurst steuerpflichtig ist.“

Madame Labourache: „Er weiß nicht, daß Wurst —!“

Labourache: „Aber so schweige doch! Ich will ja gern bezahlen. Was habe ich denn mit meinem Portemonnaie gemacht? Ich kam ja mein Portemonnaie gar nicht finden? Frau, hast Du Geld?“

Madame Labourache: „Nicht einen Sou!“

Der Beamte: „Habe ich Ihnen nicht gesagt: Ihr Maß ist voll?“

Labourache: „Aber ich — mein Name ist Labourache. Soeben im Zuge hat mir ein Japaner einen Faustschlag verseht. Jetzt errate ich: es war ein geschickter Spitzhube!“

Der Beamte: „Keine Ausflüchte! Ihr Name, Vorname, Beruf?“

Labourache: „Was wird denn mit mir geschehen?“

Der Beamte: „Erstens wird die Wurst konfisziert. Dann wird die Verwaltung einen Prozeß gegen Sie anstrengen, der Sie so etwa 100 Frank kosten wird. Und wenn Sie sich wieder beim Schmuggel erwischen lassen, fliegen Sie in den Kasten!“

Madame Labourache (wütend zu ihrem Gatten): „Na, Du sollst mich noch einmal auffordern, am Sonntag aufs Land zu fahren!“ —

Kleines feuilleton.

— Unerforschte Gebiete auf dem amerikanischen Kontinent. Vor mehr als 400 Jahren entdeckte Kolumbus Amerika, aber ganz entdekt ist dieser Weltteil heute noch nicht. So schreibt Dr. George F. Moser in der „New Yorker Staatszeitung“: Vor 15 Jahren schätzte man die Fläche der Landstrecken Kanadas, welche der Forscher noch nicht betreten hatte, auf eine volle Million Quadratmeilen, die sich heute auf etwa 200 000 verringert haben mögen,

Ganz abgesehen von Südamerika, das heute wahrscheinlich der am wenigsten bekannte Teil unserer Erde ist, gibt es auf der Landkarte der Vereinigten Staaten, Mexikos und Kanadas noch manchen Fleck, der des Geographen hart, und der Menschheit erklärt zu werden. Allerdings läßt sich das von den eigentlichen Vereinigten Staaten nur in beschränktem Maße behaupten. Wirklich unbekannte Gegenden liegen nur noch in Alaska, wo die Goldentdeckungen der letzten Jahrzehnte den Forschungseifer ganz gewaltig angepörrt haben. In den letzten zwei oder drei Jahren sind die unbekanntesten Regionen des großen Ländergebietes durchkreuzt und durchquert und der allgemeinen Kenntnis eröffnet worden. Es wird aber noch lange dauern, ehe man sagen kann, daß jede Quadratmeile von der Mündung des Matenzie bis zur Mündung des Yukon ganz und gar erforscht ist. Im übrigen braucht man, um in den Vereinigten Staaten Entdeckungen zu machen, nicht so weit ins Feld zu gehen. Es dürfte keinen Staat im Gebiete der Union geben, der nicht hier und da noch einen unbekanntesten Fleck aufwiese. Es gibt noch Stellen im Innern Floridas, an der Grenze des Staates Washington in Minnesota, im westlichen Virginien, sogar im alten Maine, wo der Geograph und Naturforscher noch nicht hingekommen ist. Arizona und Nevada bieten dem Forscher sogar noch ein überraschend großes Feld. Wir sprachen bisher von den völlig unbekanntesten Gegenden. Zieht man aber die Landstrecken in Rechnung, welche für alle praktischen Zwecke noch brach liegen, so dehnt sich das unerforschte Gebiet mit einem Schlage ins Ungeheure. Von den öffentlichen Ländereien der Vereinigten Staaten allein bleiben über 559 000 000 Acres noch unermessen. Von Hunderten von Ortschaften ist die genaue Lage, nach Längen- und Breitengraden berechnet, nicht genau bekannt; ein großer Teil der Berge ist noch nicht gemessen, und eine Vermessung hat in dieser Hinsicht erst in neuester Zeit Ueberraschungen aller Art gebracht, ehemals als „höchste Spitze“ betrachtete Bergriesen von ihrem stolzen Sitze gestoßen und andere bis dahin verachtete Berge erhöht. So weit die Vereinigten Staaten. In Kanada sieht es noch bei weitem leerer aus. In Labrador weiß man so gut wie gar nicht Bescheid; das kanadische Alaska ist noch unerforschter als das amerikanische, und die Gegend an der Hudson-Bai bietet für den Forscher noch ein reiches Feld. Auf weitere Zusätze zu seinen Weizenfeldern kann Kanada allerdings nicht rechnen, da die ganze in der gemäßigten Zone liegende Ländermasse erforscht und der Besiedelung eröffnet ist. Nicht bekannt dagegen ist die arktische Küste östlich und westlich vom Mackenziesfluß, von der man glaubt, daß sie gewaltige Kupferlager enthalte. Weiter nach Osten, am Strand der Hudson-Bai, liegen riesige Gebiete, die sich keinesfalls zur Landwirtschaft, ja wahrscheinlich nicht einmal zu menschlichen Wohnungen eignen, indessen aber Aussicht auf große Holzvorräte bieten. Auch die Fischerei an jenen öden Küsten ist nicht gering anzuschlagen. Auf dem amerikanischen Festland bietet Labrador dem Forscher noch die größten Aussichten, bisher völlig unbekannteste Regionen aufzudecken. Das wenige, was wir über das geheimnisvolle Land wissen, beschränkt sich darauf, daß Labrador im Innern weder wertvolle Wälder, noch Minerallager enthält. In gewissem Grade gilt dasselbe auch vom Innern Neufundlands, dessen Küste wertvoller ist, als sein Inland zu werden kann. Der ehrsüchtige Forscher, der sich in Kanada noch Lorbeeren erwerben möchte, muß sich sehr beeilen, denn die noch unerforschten Gebiete schrumpfen mit gewaltiger Schnelligkeit zusammen. Soweit die wirkliche Entdeckung in Frage kommt, wird das nächste Jahrzehnt mit allem verfügbaren Material ausgeräumt haben, aber die Gelegenheit für Abenteuer wird deshalb nicht verschwinden. Dem Bergsteiger bieten sich die Selkirk mit ihren Felswänden und Gletscherströmen, und es wird Generationen dauern, ehe jeder Gipfel erklimmt ist. Allein um noch wirkliche Entdeckungen zu machen, wird der Forscher bald dem Festlande den Rücken wenden müssen. Alle zeitigen Entdeckungen sind zur See gemacht worden. Der Forscher wird sich wieder ans Wasser halten müssen und dort freilich noch ein weites Feld vor sich ausgebreitet finden. Grönland ist noch kaum berührt worden, Baffinsland ist „terra incognita“; im arktischen Wendekreis liegen Hunderte von Inseln, deren Lage man nicht einmal annähernd kennt. Etwas anders liegen die Verhältnisse im südlichen Teile des nordamerikanischen Kontinents, denn Mexiko ist, historisch betrachtet, schon längst entdeckt, ja länger entdeckt, als irgend ein anderer Teil des amerikanischen Festlandes. Im Laufe der Jahrhunderte ist nur die Kenntnis des Landes zum Teil wieder verloren gegangen und muß heute mühsam wieder erworben werden. Darum bietet gerade Mexiko dem Entdecker ein so anziehendes Feld. —

tt. Ein neuer Rettungsgürtel. Trotz der großen Entwicklung unserer Schiffsbaukunst, die die modernen Personendampfer zu wahren schwimmenden Häusern ausgestaltet hat, gilt immer noch der alte Satz: Wasser hat keine Falten. Auf jedem Schiff bleibt die Möglichkeit bestehen, daß jemand ins Wasser gerät. Da man diese Möglichkeit nicht beseitigen kann, muß man wenigstens ihre bösen Folgen einzuschränken suchen. Man hat ja zu diesem Zweck auch einige Rettungsgürtel auf jedem Schiff vorrätig, aber wer etwa zufällig über Bord fällt, wird sich nicht vorher mit einem Rettungsgürtel versehen haben. Die einzige wirkliche Abhilfe liegt darin, daß man den Rettungsgürtel dauernd trägt. Hierzu ist es aber erforderlich, daß der Apparat keine Unbequemlichkeiten ver-

ursacht. Das wird nun auf eine recht sinnreiche Art erreicht, indem man Kalziumkarbid benutzt. Wenn dieser Körper mit Wasser in Berührung kommt, entwickelt sich aus ihm das als Beleuchtungsmittel, namentlich für Fahrräder bekannte Gas Äthylen. Der neue Rettungsgürtel besteht aus vier Säcken aus luftdichtem Stoff, die zu je zweien auf der Brust und dem Rücken unter der Weste liegen und von denen jeder einen kleinen Vorrat Kalziumkarbid enthält. Für gewöhnlich sind diese Säcke völlig glatt, kommen sie aber dadurch, daß der Träger ins Wasser fällt, mit dem feuchten Element in Berührung, so entwickelt sich in ihnen so viel Äthylen, das das Gas hinreicht, auch den des Schwimmens völlig Unkundigen über Wasser zu halten; Kopf und Arme bleiben ihm stets über Wasser. —

Meteorologisches.

ra. Wo fällt am meisten Regen? In mancher Beziehung scheint Afrika das Land der Gegensätze zu sein, so auch für die zur Erde sinkenden Regenmassen. Während in den ausgedehnten Wüsten oft Jahre hindurch jeder Regen fehlt, fallen an anderen Stellen die größten Regenmengen, die auf der ganzen Erde überhaupt bisher festgestellt wurden. So betrug in der Station Debundscha in Kamerun nach den Beobachtungen der Jahre 1895 bis 1903 die durchschnittliche jährliche Höhe des Regenwassers 10 1/2 Meter; das bisher festgestellte Maximum wurde im Jahre 1902 mit 14 1/2 Meter beobachtet. Wie kolossal diese Regenmengen sind, folgt aus der Tatsache, daß die jährliche Regenmenge, die durchschnittlich bei Paris fällt, nur 370 Millimeter Höhe erreicht, und bei Berlin, das schon viel regenreicher ist als Paris, nur 550 Millimeter beträgt, so daß in der afrikanischen Station etwa 19mal so viel Regen fällt als in Berlin, und 30mal so viel als in Paris. An einem einzigen Tage betrug in Debundscha die Regenhöhe 456 Millimeter, also mehr als in Paris im ganzen Jahre zu fallen pflegt. —

Humoristisches.

— Viel schlimmer. Ehemann: „... Ich kann nur so viel sagen: Ich hab' manches Haar in der Ehe gefunden!“

Leidensgenosse: „Komisch — und ich hab' alle Haare in der Ehe verloren!“ —

— Aus einem Gesellschaftsbericht. Am 12. Januar wurde der langjährige Direktor unserer Gesellschaft zur letzten Ruhe gebettet. In dem Trauerzuge waren vierhundert- und fünfzigtausend Mark Aktien vertreten. —

— Zu beböt. „... Da habe ich mich wohl gar auf Ihren Out gesetzt, Herr Bürgermeister?“

„Ganz besondere Ehre für mich, Erzellenz! ... Den Hut werde ich tragen, so lange ich lebe!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Der Afrikareisende Schillings läßt im Herbst ein neues Buch in H. Voigtländers Verlag, Leipzig, erscheinen. Es führt den Titel: „Der Zauber des Eledschö.“ —

— „König Lear“ soll neu einstudiert in der nächsten Spielzeit des Deutschen Theaters aufgeführt werden. —

— Rudolf Presslers „Nachttril“ wird im Lustspielhause in der ersten Hälfte der kommenden Theaterfaison in Szene gehen. —

— Der Maler Jules Breton starb in Paris. —

— Ein neues Kabinett zur Aufnahme von Kunstwerken wird im Kaiser Friedrich-Museum eingerichtet. Es soll mit Werken italienischer Meister gefüllt werden. —

— Ein entdeckter Tempel. Professor Flinders Petrie hat in Tell-el-Jehudije, dem alten Leontopolis, im östlichen Nildelta, den Tempel des Onias gefunden. Onias war ein jüdischer Hohepriester, der unter der Regierung des Ptolemaeus Philometor für die unter Antiochus Epiphanes aus Palästina geflohenen Juden diesen Tempel als einen religiösen und nationalen Sammelpunkt erbaut hat. Es ist eine kleinere, aber getreue Nachbildung des Tempels in Jerusalem. —

— Höhenänderungen. Ein Schweizer Gelehrter, de Barigny, will festgestellt haben, daß im Gebiete der Schweizer und der österreichischen Alpen stetige ununterbrochene Höhenänderungen stattfinden; insbesondere sollen viele Ortschaften im Kanton Wallis und im Vercor Oberland während der letzten sechs Jahre Hebungen oder Senkungen im Betrage von etwa 4—8 Meter erlitten haben. De Barigny sucht die Erscheinungen durch die zahlreichen Erdbeben in den Alpen zu erklären, die zwar nicht stark seien, aber deren Wirkungen sich allmählich addierten. —
(„Umschau.“)

o. Zum Studium der Schlafkrankheit, die in Afrika so fürchterbare Verheerungen anrichtet, sendet jetzt auch der französische Kolonialminister in Verbindung mit der Geographischen Gesellschaft eine besondere Mission nach dem französischen Kongogebiet. In Brazzaville soll ein bakteriologisches Laboratorium und im Zusammenhange damit ein Hospital für diese Krankheit errichtet werden. 200 000 Frank sind für eine Arbeit von 16 Monaten sicher gestellt. —